

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 104.

Posen, den 6. Mai 1928.

2. Jahrg.

Copyright 1928 by Art. Institut Orell Füssli, Zürich, Leipzig.

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

(Einzig berechtigte Uebersetzung von Otto Albrecht
v. an Bebbert.

10. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Abends wurde das Ereignis im Hause des Matadors gebührend besprochen. Die Señora Angustias befandete herzliche Freude, konnte doch nach ihrer Meinung die Rettung dieser hochstehenden Dame für ihren Sohn nur Gutes im Gefolge haben. Carmencita blieb stumm.

Drei Tage hörte Gallardo nichts von Donja Sol. Da ließ Don José, der mit Freunden einen Jagdausflug gemacht hatte, den Espada bitten, ihn sofort aufzusuchen.

„Aber Menschenkind, was soll das nur bedeuten? Vor einer Stunde bin ich zurückgekommen und fand ein Kärtchen von Donja Sol vor. Sie ist verwundert, daß du ihr keinen Besuch gemacht hast. Und das mit Recht! Deinetwegen blieb sie jeden Nachmittag zu Hause. Mein Lieber, so etwas tut man nicht! Warum gingst du nicht, dich nach ihrem Besinden zu erkundigen?“

„Ich . . . ich schämte mich. Ja, das ist es, ich schämte mich. Sie wissen, Don José, daß ich durchaus nicht blöde bin und mit einer Frau schon fertig werden kann. Aber wenn ich Donja Sol gegenüberstehe, kommt mir meine ganze Dummheit zum Bewußtsein. Nein, nein, Don José . . . ich gehe nicht. Nicht ein Wort würde ich herausbringen.“

„So, so! . . . Und dann wird man sagen, du hättest keine Spur von Benehmen. Das gibt es nicht. Ich werde dich begleiten. Komm sofort mit!“

Gallardo mußte nachgeben und betrat an der Seite seines Bevollmächtigten Donja Sols Haus. Unter den vielfarbigen Arkaden des im maurischen Stil erbauten Palios sang mit sanfter Monotonie der Wasserstrahl des Springbrunnens. Die durch Marmorsäulen abgetrennte Halle, deren in Felder geteilte Decke reiche Stuckarbeiten trug, füllten zur Verwunderung des Toreos uralte, wurmstichige Möbel unter nachgebunlesten Gemälden.

Ein Diener führte sie die breite Marmortreppe hinauf, und von neuem staunte der Espada über die verblakten Farben und das sterbende Gold der Statuen, — Madonnen, die ihm den Eindruck machten, als wären sie mit der Art ausgehauen worden, — über die mit Blumen und Früchten um säumten Teppiche, deren weicher Grundton der Farbe welker Blätter gleich. Einige stellten Szenen aus der Passion dar; auf anderen sah er verbüßt, wie behaarte, Hörner und Hufe tragende Männer leichtbekleidete Mädchen verfolgten.

„Wie unwissend man ist!“ murmelte Gallardo. „Ich glaubte, so etwas taugte nur für die Klöster!“

Während noch das letzte Tageslicht in den Fenstern blinkte, strahlte oben ein Meer von elektrischen Kronen und brachte dem Matador neue Überraschungen. Stolz auf seine maßigen, seidebezogenen Möbel aus Madrid, die ihren Preis auszuschreien schienen, fand er sich nicht gerecht vor diesen tierischen, weiß-goldenen Stühlen und Tischen, Vitrinen mit grazios geschweiften Linien, ein-

farbigen Tapeten, an denen als einziger Schmuck kleine Gemälde an dicken Kordeln aufgehängt waren. Er setzte sich voller Angst, daß der Stuhl unter seinem Gewicht zusammenbrechen könnte.

Donja Sols Eintritt riss ihn aus diesen Betrachtungen heraus. Zum ersten Male sah er ohne Hut oder Mantilla die leuchtende Mähne, die ihren Namen rechtfertigte.*). Die weiten Ärmel ihres Kimonos gaben den halben Arm frei; in dem Ausschnitt schimmerte der schlanken Halsansatz, dessen Linien an der Frau Venus Halskette erinnerten. Bei jeder Handbewegung blitzten seltsam geformte Ringe, klirrten leise die goldenen Armbänder, orientalische Filigranarbeiten mit mysteriösen Inschriften neben massiven Ketten, an denen kleine Amulette hingen.

Auf einer Fußspitze — sie saß mit übereinander geschlagenen Beinen — wippte ein roter Pantoffel mit hohem, vergoldetem Absatz, winzig wie ein Spielzeug.

Gallardo lauschte es in den Ohren, sein Blick verschleierten sich. Nur ein paar helle, halb zärtlich, halb ironisch auf ihn gerichtete Augen vermochte er zu unterscheiden. Um seine Erregung zu verbergen, lächelte er, gleich einem Kind, das liebenswürdig sein will.

„Mein, Señora . . . ich bitte Sie. Nicht der Aede wert!“ entzog er sich ihrem herzlischen Dank für seine mutige Aktion in Tablada.

Allmählich wurde er ruhiger. Man sprach von Stieren, und dieses Thema gab ihm Mut, an der Unterhaltung teilzunehmen.

Donja Sol hatte eine schwatzende, mit bizarren Blumen geschmückte Kassette geöffnet.

„Sehr angenehme Zigaretten,“ forderte sie zum Rauchen auf. „Sie enthalten Opium.“

Neugierig zog der an seine starken Havannazigarren gewöhnte Toreo an dem goldenen Mundstück. Pures Stroh, nur für Damen! . . . Aber der eigenartige Duft schien seine Jagdhaftigkeit zu verjagen.

Donja Sol, voll Verlangen, hinter die Kulissen der Berühmtheit zu spähen, bat ihn, ihr seine Vergangenheit zu erzählen, und Gallardo berichtete, nicht ohne Selbstbewußtsein, von dem elenden, umher schwappenden Leben der ersten Jahre.

„Sehr interessant . . . sehr originell!“ murmelte die schöne Señora, deren Augen starr ins Leere blickten, als wollte sie etwas Unsichtbares ergründen.

„Glauben Sie mir, Donja Sol, Juanillo ist der erste Matador der Welt,“ unterbrach Don José, „dabei unglaublich zähe, wenn er mal vom Stier gefaßt wird.“

Und mit dem Stolz eines leiblichen Vaters beschrieb er alle alten Wunden, die sein Auge durch die Kleider hindurch zu sehen schien. In Donja Sols Blick, der ihm auf diesem anatomischen Spaziergang folgte, lag aufrichtige Bewunderung: ein echter Held, schüchtern und einfach wie alle starken Männer.

Es schlug sieben Uhr, und die beiden Herren machten Anstalt, sich zu verabschieden. Aber die Dame des Hauses sprang auf:

„Sie müssen zum Abendessen bleiben, ganz zwangslös. Wir werden unter uns sein, da ich niemanden erwarte.“

* Sol bedeutet Sonne

Don José entschuldigte sich. Er hatte Gäste zu Tisch.
„Verflucht! Lassen Sie mich doch nicht allein!“
tuschelte der Espada. Doch sein Bevollmächtigter drückte ihm die Hand und ging.

Eine Viertelstunde später kam Donja Sol zurück, nicht mehr im bunten Negligé, sondern in einem ihrer Pariser Kleider, Modelle von Paquin, die den Neid und die Verzweiflung ihrer Freundinnen bildeten.

Qualvolle Momente für den Espada . . . Der vornehme Luxus des Speisezimmers, die riesigen, brennenden Armleuchter auf der Tafel, das zeremonielle Wesen der Diener — alles machte ihn besangen, und dumpf empfand er, daß er weder mit seinem Strafenanzug, noch mit seinen Manieren hierher gehörte.

Donja Sol lachte gutmütig über die Ungeschicklichkeit, mit der er das Besteck handhabte, über seine große Angst, die dünnen Gläser anzufassen, während der Torero sich über ihren Appetit verwunderte. Vor Dios, konnte die Blonde einhauen! Ganz anders als die Senoritas seiner Bekanntschaft, deren Brüderle es für vornehm hielt, nur ein paar Häppchen zu essen. Und diese anmutigen Bewegungen, mit denen sie jeden Bissen zum Munde führte, zwischendurch das Glas hob, ohne einen Tropfen zu verschütten.

Ihr Beispiel feuerte ihn an. Er aß, und vor allem er trank, trank viel, um seine Verlegenheit zu bemanteln.

Die edlen Weine machten ihn allmählich gesprächig. Er kannte allerlei kleine Erlebnisse aus, erzählte von der hartnäckigen Propaganda des Nacionals, auch von den Streichen seines Picadors Potaje, eines Barbaren, dem ein erboster Gevatter ein halbes Ohr abgebissen hatte.

Der Champagner gab Gallardo den Rest. Als man sich erhob, bot er, allerdings bestürzt über seine eigene Keckheit, Donja Sol den Arm. Machte man es nicht so in der großen Welt? . . . Ah, er war doch nicht so ganz ungeschlissen . . .

Im Salon, wo der Kaffee serviert wurde, reichte ihm Donja Sol ihre Gitarre.

„Wenn ich könnte! . . . Aber ich verstehe gar nichts außer Toros zu töten.“

Ein langes Stillschweigen trat ein. Gallardo zog an einer prachtvollen Havanna, und Donja Sol schaute gedankenverloren den blauen Ringen ihrer Zigarette nach. Schließlich setzte sie sich an den Flügel und spielte verschiedene Malagatänze.

„Olé . . . Bueno, — bueno!“ rief der Espada dazwischen, ganz wie im Café Chantant.

Den Malaganenas folgten Sevillanas und diesen alle träumerischen Lieder Andalusiens, die Donja Sol auswendig wußte.

„Lieben Sie Musik?“ fragte sie.

„O, sehr! . . .“ meinte Gallardo, obwohl er sich bis heute diese Frage nie vorgelegt hatte.

Langsam ging Donja Sol von den Volksliedern in eine getragene Weise über, die der philharmonischen Weisheit des Toreros Kirchenmusik zu sein schien. Wohlbehagten kroch in seine Glieder, die Augen wurden ihm schwer, und er ahnte, daß er einschlafen würde.

Um sich dagegen zu wehren, versenkte er sich in den Anblick der schönen Dame, die ihm den Rücken zulachte. Madre de Dios, welch prächtige Figur! Seine afrikanischen Augen blieben an dem von einer Aureole rebellischen Goldes gekrönten Ausschnitt hängen, und der verführerische Gedanke likelte ihn, diesen weißen Laden zu füllen. Aber es blieb bei dem Gedanken. Donja Sol flöhte ihm Respekt ein.

Hatte er geschlafen? Er wußte es nicht. Plötzlich weckte ihn ihre Stimme aus seiner Versunkenheit. Donja Sol sang, lang mit einer Inbrunst, die ihre Stimme vibrieren ließ.

Der Torero beugte sich vor, um die Worte besser verstehen zu können. Verdammte ein ausländisches Lied! Warum spielte sie nicht lieber einen Torero? . . .

Ihr Kopf war zurückgeworfen, der Blick ziellos nach oben gerichtet, ihre Brust zitterte vor Erregung. Sie

sang Elsas Lied, das Sehnen der blonden Jungfrau nach dem starken Krieger — unbesiegbar für seine Feinde, sanft und zart zu den Frauen.

Mit wachen Augen träumte sie, legte ihre ganze Leidenschaft in die Worte der Liebe: War er nicht da, der kühne Streiter? Das sagenhafte Aussehen des anderen fehlte ihm. Täppisch zeigte er sich und ungeschickt, aber sie sah nur, wollte nur den Mut sehen, der ihn zu ihrem Retter werden ließ — nur das lächelnde Vertrauen, mit dem er gegen eine brüllende Bestie gekämpft hatte, wie Wagners Helden gegen ihre furchterlichen Drachen! Ja! Er war ein Held. Ihr Held!

In angstvollem Verlangen, in sehrender Lust erschauerte ihr ganzer Körper. Sie glaubte, die süße Gefahr näher und näher zu spüren, fühlte die dunklen Augen auf ihrem Rücken, vernahm seine behutsamen Schritte. Zwei Hände legten sich auf ihre Schultern. Und dann ein Kuß, der Kuß, der sie für immer zur Sklavin mache . . .

Doch das Lied verklang, und ihr Rücken bebte nur in wünschender Angst.

Enttäuscht drehte sie sich um. Tiefe in die Soffatissen vergraben, versuchte ihr Held schon zum vierten Male, sich eine Zigarette anzuzünden, wobei er die Augen weit austrik, um der Müdigkeit Herr zu werden. Als er Donja Sols Blick bemerkte, sprang er auf.

Ah, endlich! Jetzt würde ihr Ritter sie in seine starken Arme nehmen, sie besiegen . . .

„Gute Nacht, Donja Sol! Es ist spät geworden. Sie möchten sicher zur Ruhe gehen!“

Überrascht erhob sie sich und reichte ihm, ohne zu wissen, was sie tat, eine Hand.

Hastig, sich überstürzend, arbeiteten ihre Gedanken. Alle die konventionellen Anschauungen des weiblichen Geschlechtes regten sich; alle die traditionellen Bedenkschlechten, die eine Frau auch im Moment der höchsten Hingabe nicht außer acht läßt.

Unerfüllbar ihr Wunsch. — Zum ersten Male hatte er ihr Haus betreten! . . . Und nicht einmal der Schein eines Widerstandes blieb ihr. Sich ihm anbieten? . . . Unmöglich!

Aber da sah sie seine Augen; Augen, die in stummer Beharrlichkeit an ihr hingen, voll von zaghaften Hoffnungen, schwierigen Wünschen.

„Geht nicht! . . . Komm, komm . . .“
Mehr sagte sie nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gast aus Gel.

Von Hermann Linzen.

Eine Stunde vor Mitternacht, just in dem Augenblick, als der blonde Intendant mit der Venusdarstellerin in den Seitenraum hinzüberlachte, trat durch die Haupttür, neben der ich zufällig stand, eine sonderbare Person. Es drehte sich niemand nach ihr um. Gastnachtsgänge, die nichts zu tun haben, als verliebt Blick sich gegenseitig zu senden, haben weder Zeit noch Sammlung für ihre weitere Umgebung. Diese Person war ein Herr, das bewies der Vollbart, der unter der Gesichtslarve herunterlief; sonst aber war es eine selbst für einen Maskenball recht merkwürdige Erscheinung. Eine mittelgroße Gestalt mit breiten Schultern, auf dem niedrigen Hals lag ein schmaler, schlanker Kopf, den ein Barett bedekte. Unter dem langen wallenden Mantel, der das Kniehosenkostüm verbüllte, pendelte eine Degenspitze herum.

Der Fremde, wie wir ihn vorerst nennen wollen, da wir nicht wissen noch ahnen, wer er ist, hatte Handschuhe an den Händen, doch trug er den rechten ausgesponnen in der Hand. Aber es waren leinenglättete die bis jetzt erzählten Einzelheiten seiner Kleidung, die mir diesen Fremden auffälliger als alle die anderen erscheinen ließen, nein, es war vielmehr die eigenartliche Farbe seines Kleides, die ich absolut nicht bezeichnen konnte. Sie war dundel — aber auch die Farben der Dunkelheit haben Namen —, diese Farbe aber konnte ich nicht benennen; sie war nicht schwarz und auch nicht braun, sie war nicht grau und auch nicht violet, sie hatte vielmehr das Aussehen jener Farben, die man auf sehr alten, vierhundertjährigen Gemälden findet, Farben, die verstaubt und verschlossen, matt und charakterlos geworden sind. So etwa sah das Kleid des Fremden aus; schreiender Gegensatz aber hierzu war seine Farbe, die war scharlachrot, glatt und glänzend, wie eben aus dem Laden geholt.

Mich beschlich ein eigenartliches Gefühl, ein Gedanke stieg

feiernd empor, doch will ich ihn vorerst für mich behalten, ausdrücken lassen kann ich mich immer noch. Der Fremde stand wie ein teilnahmsloser Zuschauer da. Das, was von seinem Gesicht zu sehen war, das härtige Kinn, und der breite, melancholisch gekrümmte Mund, war unbeweglich; ich sah näher hin, trat hinter seinen Rücken, die Haut war sehr fahl — ein junger Mann war also der Fremde wimmer. Es herrschte ein lautes und leidenschaftliches Treiben in dem Saal. Wiewohl Hände die Papabandspieler sich wundschlugen in feindseligem Fanatismus, kann der aufmerksamste Chronist nicht berichten.

Da trat eine Lonzpause ein.

Der Fremde ging über das Parkett.

Während ich hinter ihm herging, von Minute zu Minute kam er mir seltsamer vor, sah ich seinen leichtgebogenen Gang, einen Gang, wie ihn alte oder sehr müde Menschen haben. Wir stiegen zusammen die Treppe hinauf, wir sahen uns hintereinander an zwei Ecken der oberen Galerie, wir schauten gleichermaßen unbeteiligt und doch gespannt in das erhitzte menschliche Gewühl.

"Oggi, Gott, hast du aber einen stattlichen Baar", zirpte da eine Bierrette sich auf den Schoß des Fremden schwingend. Hätte ich den Tisch umgeworfen bei der Schnelligkeit meines Vorbeugens, um mir ja nicht die Stimme des Fremden entgehen zu lassen. Sein Mund aber öffnete sich zu keiner Antwort. Kalentlos zur Geduld, entfloh die Kleine mit einem schlössenden Fächer-Schlag. Andere kamen und flohen. Der Fremde gab keinen Raum von sich. Er rührte sich kaum. Da rauschte ein Reifrock vorbei, unter der Farbe blitzen zwei Augen rasch herüber; wieder hatte der Fremde Gesellschaft.

"Einsamer Spanier", trällerte die Neue und hielt ihm ein langstieliges Seifglas an den Mund; da rührte sich dieser Mund, sagte lächelnd: "Wir beide sind die einzigen wohl, die von den Spanienden durchgelassen worden sind!"

Warum lachte die Frau über diese Bemerkung? Hatte sie sich auch gegenseitig als spanisch erkannt, war die Bemerkung auch auftreffend, so hätte die Frau doch ebenso gut als ich den dumpfen Ton dieser Stimme wahrnehmen müssen, in der jener Fremde sprach. Und wieder fiel mir dieser traurige Gedanke vom Anfang ein. Ein Toter im Ballsaal?

Ich horchte weiter.

"Bist du ein Spanier oder tuft du nur so?" forschte die Neugierige. Der Fremde stieß den störenden Degen zur Seite, raffte den Mantel enger um sich, fühlte, ob die Farbe fest über dem Gesicht säße und sagte: "Das ist nicht genau zu sagen!"

"Geh, red keinen Unsinn", sie stieß ihn mit ihrer kleinen Hand auf die Brust und: "Was tuft du denn eigentlich hier?"

Dem Fremden fiel sein Handschuh zu Boden. Er hob ihn auf, sagte: "Gott, wenn man so lange wie ich auf einem und demselben Stuhl gesessen hat, so will man auch einmal auf anderen Stühlen sitzen, nicht wahr?"

Die Frau sandt diese Antwort zwar einleuchtend, doch etwas sonderbar, besonders in einer Höflichkeit, sie fragte ängstlich: "Dinge hast du auf einem Stuhl gesessen? Doch nicht gar . . . ?"

"Nein, nicht gar . . ." lächelte der Fremde abwehrend.

"Kommt, wir tanzen!"

Er sah auf die Uhr: "Meine Zeit ist gleich herum!"

"Deine Zeit? Willst wohl gar heute nacht noch zurück nach Spanien?"

"Allerdings, heute nacht noch!"

"Heute nacht geht kein Zug mehr!"

Der Fremde drehte eben das Gesicht etwas, so daß ich sehen konnte, wie er in einer kleinen Weise den Mund spitzte, als er sagte: "Ich brauche keinen Zug, meine Liebe!"

"Mit was denn? Mit dem Flugzeug? Im Winter fahren keine Flugzeuge über die Berge!"

Und der Fremde sagte langsam, ohne das Vorherige zu beantworten, gleichsam, als spräche er ins Unvorstellbare, ins Ferne, zu niemanden, aber nur zu sich selbst: "Ach verändert hat sich's, das Reich, arg verändert; früher ging die Sonne darin nicht unter, heute geht sie darin nicht auf!"

Und er stand auf, sah seine Begleiterin an der Hand; beide stiegen die Treppe hinab in den Saal. Ich fuhr fort, sein Schatten zu sein. Noch ein paar Märsche, dann war es zwölf, und nun fielen die Larven von den Gesichtern. Angewischt hatte der Fremde, weniger durch sein etwas schäbig-abgenutztes, farbloses Kostüm, als durch seine glänzende, scharlachrote Farbe die allgemeinere Aufmerksamkeit erregt, und als der letzte Schellenton „Zwölf“ über das Parkett hinausschallte, umstand ihn eine große Gruppe von Neugierigen, die alle, aber keiner so gespannt wie ich, sein Gesicht erwarteten. Und er nahm die Maske ab, und wir alle sahen in ein Gesicht, das mir noch eine Minute lebte, dann begann es vor unseren Augen zu zerfallen; grau, zertrümmert, walt sah er aus, ich hätte es gerne einmal, furchtbar gerne, mit dem Finger berührt, um zu sehen, ob es überhaupt Haut eines Lebendigen hatte, es sah aus wie alte, bemalte Leinwand. Und nun griff auch die Verstörung vor unseren Augen auf den übrigen Körper über.

Da entstand eine Panik im Saal. "Ein Toter, ein Sterbender, Geister, Geister — !" sprangen die Schreie und Rufe ineinander. Nach fünf Minuten war von dem freudigen, rätselhaften Gast nichts mehr vorhanden. Nur die Farbe lag auf dem Boden. Sie glänzte neu und ihr Scharlachrot war unversehrt.

Ringsherum stand die Menge und olokte entgeistert. "Noch nicht

einmal sage nez er zurück — !" sagte einer tiefse und verstohlen. Das Geschrei aber, das die Polizei herbeiholen sollte, die in allen Erscheinungen der Welt die Wahrheit zu ergründen hat, wurde immer lauter und mächtiger und greller, und als ich endlich wieder langsam begann, meine fünf Sinne zusammenzusuchen, hatte dieses schrille Geräusch meiner Umgebung auf einmal einen bekannten, wohlvertrauten Klang, der mir immer bekannter und alltäglicher — vorlau; ich horchte noch einmal ganz vorsichtig und genau — , es war das Raseln der Milchkannen, die der Milchhändler von nebenan jeden Morgen um fünf Uhr mit der gleichen Rücksichtslosigkeit gegen alle Schläfer auf das Pfaster stieß.

Dann sah ich verstört auf meine Hände. Die hielten ein Buch umklammert. Ich löste den Drachen aus einer Seite. Aus dieser Seite war das Porträt eines Mannes; langer Mantel, Degen, Barett, Handschuh in der rechten Hand, Vollbart und milde Augen. Dieser Mann saß auf einem Stuhl. Darüber stand geschrieben: "Lizian, Kaiser Karl V."

Das Buch war in scharlachrotes Leder gebunden.

Man kann es einem Manne, selbst wenn er auch nur aus Holz und Leinwand ist, wie dieser, nicht verbübeln, wenn er fast vierhundert Jahre im gleichen Stuhle, in der gleichen Stellung sitzen muß, immer dieselbe Hand auf derselben Lehne — wenn er eines Tages einmal ausreicht aus seinem Rahmen, um sich auf andere Stühle zu setzen.

Wenn auch dazu kein anderer Weg vorhanden ist als ein Fastnachtstraum.

Nun sieht er wieder auf dem alten Stuhle und sieht den Beobachter mit der alten Stille und Friedfertigkeit an; Müdigkeit in den Mundwinkeln.

So, wie ihn der Lizian gemalt hat.

Kindermund.

Meine Schwester und ich gehen mit unserem Hund in ein in deutscher Zeit sehr besuchtes Waldrestaurant in Unterberg. Nach kurzer Zeit gesellt sich der kleine, noch nicht schulpflichtige Entelsohn des Besitzers zu uns und fragt ausdrücklich: "Tante, heißt dein Hund?" — "Das ist ganz verschieden," erwidere ich, "das ist nämlich ein sehr kluger Hund, der weiß genau, welche Kinder artig und welche unartig sind. Die artigen heißt er natürlich nicht, aber die unartigen heißt er tödig." Darauf eine Weile des Nachdenkens, dann sagt der kleine, wahrscheinlich durch sein nicht ganz reines Gewissen etwas bedrückte Schlauberger: "Tante, bring deinen Hund nicht mehr mit." — "Ach nee, das geht nicht, ohne meinen Hund gehe ich nicht, wo ich hingehe, geht auch mein Hund mit." Wieder eine Pause, dann: "Tante, komm nicht mehr wieder."

Die kleine Ella geht mit ihren Eltern nach dem Eichwald spazieren und sieht auf den Wiesen viele Kühe, schwarze und weiße, grasen. Sie bleibt stehen, betrachtet sich dieselben eine Weile und ruft dann freudig: "Lebt weiß ich's, die schwarzen Kühe geben den Kaffee, und die weißen die Milch!"

Elias Brüderchen, Friz, sieht mit der Großmutter beim Durcheinanderen am Fenster, und ein Stern nach dem andern steigt am Himmel empor. Die Großmutter macht ihm darauf aufmerksam und sagt: "Sieh mal, Frizchen, jetzt zündet der liebe Gott seine Lichter am Himmel an!" Darauf fragt Frizchen wissbegierig: "Zündet der liebe Gott sie auch mit Streichhölzern an?"

Ich sitze in unserem Borgärtchen, in welchem ein Paradiesapfelbaumchen im Frühjahr mit seinen herrlichen Blüten und im Herbst mit seiner Unmenge von glänzenden, wie lackiert erscheinenden roten Apfelselchen das Entzücken jedes Vorübergehenden herborruft. Da kommt eine alte Kinderfrau mit einem Kinderwagen gefahren, neben ihr geht ein kleines Würschchen. Selbst dem Kind fällt das Wümchen mit seiner überreichen Bracht von Apfelselchen in die Augen. Es bleibt stehen und fragt seine Kinderfrau: "Was ist das für ein Baum?" Die Alte betrachtet denselben prüfend und sagt dann würdevoll: "Das ist eine Rose." Doch das ist selbst diesem kleinen, angehenden Botaniker ein zu starles Stück, und empört ruft er: "Ach ja, Sie sind selbst die Rose."

Wer nicht in die Hölle kommt.

Die in Steyl (Holland) erscheinende Missionzeitschrift "Stadt Gottes" veröffentlicht unter obiger Überschrift folgendes launige Gedicht:

Mir hat geträumt, ich hätt' die Hölle inspiziert,
Der Teufel selbst hätt' mich da 'rumgeführt!
Schon bald war ich mit jedem gut bekannt,
Vom höchsten bis zum untern Stand.
Da waren allerhand Bösewichter:
Buchdrucker, Gerichtsvollzieher, Dichter,
Vergolder, Müllabfahrer, Färber,
Bankiers, Kritiker und Gerber,
Maurer, Klempner, Dampfrohrleger,
Stiefeelpiper, Strafenseiger,
Abholaten, Henter, Schinder,
Schneinezüchter, Besenbinder,

Göhrungssteinegege, Frachtmader,
Schuhverjüngens, Kastanienbeate,
Hundekünger, Müller, Bäcker,
Seifensieder, Trichterhundedecker,
Metzger, Ölthuerangeroperatur,
Aber kein einziger Nebekteur!

„Ich frag' nun so einen Teufelsgesell:
„Habt ihr denn keinen Nebekteur in der Hölle?“
„Geh.“ sagt er. „Mensch, was fällt dir ein?
So herzlos kann kein Teufel sein;
Dein wer als Nebekteur auf Erden hat geschafft,
Den hat der Herrgott wahrsch' schon genug gestraft!“

Theaterzettel-Anekdoten.

In Berlin stand einst im Lessing-Theater die hundertste Aufführung des Schauspiels „Im weichen Höhl“ bevor. Oskar Blumenthal, der glückliche Verfasser und Direktor, wollte den Darstellern einige Aufmerksamkeiten eرمischen. Eine besonders eindrucksvolle hat er einem Mitgliede zugesetzt, der seine kleine Rolle seit dem ersten Tage brav gespielt hatte. Auf dem Bettel steht es nun schon 99 mal:

Ein Kellner — — — Herr G.

Auf dem Festprogramm der Jubiläums-Aufführung aber konnte der Darsteller folgeschwollt lesen:

Ein Oberkellner — — — Herr G.

Dass der Teufel eine Großmutter habe, ist bekannt, dass er aber auch eine Schwester besitze, dies kundzumachen war beim jüngsten Theaterzettel vom 21. Februar 1881 vorbehalten. Auf ihm steht gedruckt:

† Mephistophelus . . . Herr Seeba.

† Margarethe, seine Schwester . . . Irl. Czerwinski. Valentini, der Bruder, muss eine besondere Freude über die neue Verwandtschaft gehabt haben.

In Neumarkt in der Oberpfalz wurde ein Bettel vertrieben, auf dem die Jubiläums-Festauflösung der „Besunkenen Göde“ angekündigt wurde. An der Spitze des Bettels prangten eingeraumt die Worte: „Venezia und Ehrenabend für Frau Direktor Paula Wobbel, Gerhart Hauptmanns bestes Werk.“ Eine sensationelle Enttäuschung, zu der sich der Dichtervater selbst äußern sollte.

Im „St. Wendeler Volksblatt“ findet sich eine Anzeige des „Central-Kino“. Darin heißt es:

„Gefreudet“, 5 Uhr. In diesem prachtvollen Schaukabinett paaren sich die ersten nordischen Künstler und Künstlerinnen.

In der „Elbinger Zeitung“ wird für Alt-Döllstädt bekannt gemacht:

„Große Vorstellung eines Miesen-Minematographen
lebender Photographien.“

Die Ermordung der Königsfamilie von Serbien, wo zu feierlich einzuladen

J. Schröder, Gastwirt. A. Zeitniki, Direktor.“

Im Inseratenteil der in St. Gallen erscheinenden Zeitung „Die Ostschweiz“ vom 27. Januar 1912 wird angekündigt:

„Stadttheater St. Gallen.“

Samstag, den 27. Januar 1912,

abends 8 Uhr:

Alte Preise.

König Lohar.

Trauerstück in 5 Aufzügen von W. Shakespeare.

Aus aller Welt.

Fräulein Dorange auf dem Wege nach Budapest. Fräulein Nadja Dorange, die mit ihrem bereits 16 Jahre alten Pferde von Paris nach Berlin und wieder zurückkehrt, will nun einen neuen Spazierritt unternehmen, der sie nach Budapest führen soll. Der Weg wird sie über Châlons, Toul, Verdun, Metz nach Straßburg führen. Von hier wird sie über Oberkirch, Freudenstadt, Rothenburg, Ulm, Augsburg, München, Passau nach Wien ihre Reise fortführen, um dann der Donau entlang nach Budapest zu gelangen.

Die Juden in Neuport. Neuport zählt heute unter seiner Bevölkerung rund 1.727.000 Juden. Davon wohnen 45,8 Prozent in Brooklyn, dem südlichen Zentrum der Stadt. In den letzten zehn Jahren hat die Zahl der Juden normal zugenommen, im Verhältnis zur übrigen Bevölkerung der Stadt mit etwa 18,4 Prozent. Im Jahre 1910 zählte Neuport rund 1.503.000 Juden, aber ungefähr 80 Prozent der Gesamtbevölkerung; im Jahre 1925 bestand das gleiche Verhältnis.

Das Zigarettenrauchende England. Nach ernsthaften Schätzungen werden in England im Jahre gegen 180 Millionen Zigaretten geraucht, wovon 40 Millionen Tagesquantum einer Fabrik in Nottingham entstammen. Die Damenvolk gilt als stärkste Zigarettenraucherin der Welt, ebenso ist die Zigarette be-

sonders beliebt bei den Soldaten und den im Freien tätigen Arbeitern. Man will ermittelt haben, dass die meisten Zigaretten in der Nachmittagsstunde zwischen 3 und 7 Uhr geraucht werden.

Ohrform statt Fingerabdrücke. Die bisherige Geprägtheit, durch Fingerabdrücke Verbrecher zu identifizieren, wird in Paris neuverdient durch Photographie der Ohrform ersetzt. Man hat festgestellt, dass keine zwei menschlichen Ohren einander gleichen, und dass es auch nicht möglich ist, die Ohrform, ohne dass Narben zurückbleiben, zu verändern. Die Pariser Polizei arbeitet zurzeit ein System aus, wie es bisher für die Fingerabdrücke gehandhabt wurde.

Das neueste Liebeselixier. Wie die „Weekly News“ aus Opp., Alabama (USA), melden hat man dort ein Zaubermittel zum Erfolg des zu allen Seiten und bei allen Vögeln lange gesuchten Liebeselixiers entdeckt. Die Zaubererei soll von einer großen Anzahl junger Leute mit ungeheiligtem Eifer betrieben werden, so dass geradezu von einer Epidemie gesprochen werden muss. Der Jungling, der sich ein junges Mädchen liebeshörig machen will, reicht einen toten Frosch in einen Ameisenhaufen. Nach einiger Zeit entnimmt er dem von den Insekten rein genagten Skelett des Frosches einen bestimmten Knochen, der einen Haaken hat, und den er hinter mit sich in der Tasche herumträgt. Wenn es ihm gelingt, diesen Hakenknochen in das Zeug der Angebeteten einzuhaken, ist sie ihm verfallen. Die Erfolge dieses Verfahrens sollen erstaunlich sein. Die Mystiker finden es geheimnisvoll und beunruhigend, während die Materialisten es nur als einen Beweis dafür gelten lassen wollen, dass die Mädchen in Alabama bereit sind, sich gelegentlich auf einen faulen Zauber einzulassen, wenn ihnen der junge Mann mit dem Froschknochen gefällt.

Das stimmkräftigste Tier. Der Löwe, dessen Brüllen man im allgemeinen für unüberwindlich laut hält, wird von Stimmkraft noch von einem Tier übertroffen, dem in den indischen Bergwäldern heimischen Gaur (Bos gaurus), einem riesigen Rind, das in seiner Größe von 3 Metern und Breite von fast 2 Metern nur noch vom Elefanten übertroffen wird. Die Lunge dieses Rindes ist sechsmal so groß wie die des Löwen, und seine Stimme ist so gewaltig, dass sie mit keiner anderen Tierstimme zu vergleichen ist. Das Fleisch des Gaur, der Menschen nur angreift, wenn er Gefahr wittert, ist in Indien sehr beliebt.

Unsere Größe und unser Gewicht. Die alten griechischen Bildhauer und Arzte, die berühmtesten Maler der Renaissance und die namhaftesten Gelehrten jener Zeit haben alle versucht, die Frage zu beantworten, wie groß ein Mensch sein sollte, wie groß und wie schwer, und vor allem auch: wie verhält sich die Größe zum Gewicht. Es ist nicht möglich, bei den 1800 Millionen Menschen, die unsere Erde bewohnen, eine Norm zu finden. Welches ist nun die mittlere Größe dieser 1800 Millionen? Ein berühmter Gelehrter nimmt als mittlere Größe 166 Centimeter an. Dennoch ist der „Durchschnittsmensch“ nicht gerade so klein. Früher sollen die Menschen kleiner gewesen sein. In Holland zum Beispiel sollen die heutigen jungen Leute von 18 Jahren durchschnittlich um acht bis neun Centimeter größer sein als ihre Großeltern. In bezug auf das Verhältnis zwischen Größe und Gewicht hat ein Gelehrter, Bruggh, folgende Berechnung aufgestellt: Größe 166 bis 168 Centimeter: Mindestgewicht 100 Pfund, Größe 166 bis 176 Centimeter: Mindestgewicht 105 Pfund, Größe 176 bis 185 Centimeter: Mindestgewicht 110 Pfund.

Fröhliche Ecke.

In der Missionsschule wird die Geschichte der Hochzeit von Anna durchgenommen, und die Lehrerin sucht dabei den Männern die Wunder Jesu verständlich zu machen. „Also wie nennt man eine Handlung, bei der Wasser in Wein verwandelt wird?“ — Weber: „Eine Weinhandlung.“

Nur nicht verblüffen lassen. Nicht bloß Vor- und Zunamen — i wo —, die gesamte Verwandtschaft seiner Bekannten sollte so in geplagter Beleidigung herbeien können. Da sprach er denn also zu seinen Leuten: „Werkt euch, wenn ich morgen dem Herrn Oberst sage, der Mann hat drei Schwestern, dann hat der Mann drei Schwestern — verstanden!“ — Besichtigung. „Haben Sie auch Brüder unter Ihren Freunden?“ wollte der Herr Oberst wissen. Was ein Vorgesetzter wünscht, kann er haben. „Zu Besuch!“ Der Leutnant winkt zwei beliebigen Leuten, vorzutreten. „Wie heißen Sie?“ „Schönig, Herr O — ist!“ Wie alt sind Sie?“ „21 Jahre, Herr O — ist!“ Der andere: Wie alt sind Sie?“ „21 Jahre, Herr O — ist!“ „So, so. — Wie heißen Sie?“ „Schö . . . schö . . . big, Herr O — ist.“ stammelt der. Blick auf den Leutnant. „Sonderbar! Keine Spur von Nehnlichkeit — dabei Brüder, sogar Zwillinge . . .“ „Stiefzwillinge, Herr Oberst!“

Die strenge Mutter. Frau Koschmarek liest. Plötzlich entdeckt sie, dass die dreijährige Sonni nicht mehr im Zimmer ist. Mariechen, die gleichfalls im Zimmer ist, wird mit folgendem Auftrag hinausgeschickt: „Geh sofort und such deine Schwester. Sieh zu, was sie macht und verbiete es ihr.“ („Gleigende Blätter“).

Im Dusel. Der beschwipste Fahrgäst gleitet beim Einsteigen in die vierte Wagenklasse auf einer Apfelsinensole aus. „O Donnerwetter“, stammelt er erblichend, „der Zug ist entgleist!“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Bozen